

(Nachdruck verboten.)

Herrn Zickendrath's Pensionäre.

23] Roman von D. Eugen Hoffan.

Ein düsteres Schweigen herrschte rund um. Namentlich fühlte sich Johannes sehr unangenehm berührt, einmal weil er so als Sohn, wenn auch nur als Stiefsohn, einer unzurechnungsfähigen und vagabundirenden Frau unter den anderen, mit verquerten Blicken die Schmidt'schen Familienglieder mustern den Menschen sitzen mußte, und dann, weil er fürchtete, das Sommerfest möchte durch diese unliebsame Affäre für ihn gestört werden.

Dem alten Schmidt fiel die allgemeine Schweigsamkeit auf die Nerven, was der infernalischste Kadavri jedenfalls nicht gethan hätte.

„Dommerwetter!“ polterte er los, „Jungens macht nicht solche miesen Fragen! Wir werden sie schon noch finden. . . Nicht wahr, Freund Zickendrath, Sie kommen nach dem Futttern noch einmal mit? Sie wissen ja, ich möchte nicht allein. . .“

Herr Zickendrath nickte mit gezwungener Bereitwilligkeit.

Dann trat Frau Zickendrath ein und fragte halblaut ihren Mann, wie es mit dem Sommerfest werden sollte. Der alte Schmidt gab statt seiner die Antwort.

„Natürlich gehen Sie hin! Sie mit dem Fräuleinchen und Johannes. Und wenn wir unsere Sache erledigt haben, kommen wir nach. Was, Freund Zickendrath? . . . Um wieviel Uhr geht der Zauber denn überhaupt los?“

„Um dreie,“ warf Johannes schnell ein, ehe jemand anders Auskunft geben konnte.

„Um dreie. Schön. Wieviel Uhr ist es jetzt, Johannes?“

Johannes wurde roth. „Ich weiß es nicht genau. Meine Uhr. . . sie geht nicht.“

„Schon wieder einmal nicht. Ich möchte wissen, was Ihr mit Euren Uhren anfangt. Was fehlt ihr denn? Weshalb geht sie nicht?“

Johannes sah seinen Alten unsicher an, dann versuchte er zu lächeln und sagte schließlich frech:

„Im Leihhaus wird sie nicht aufgezo-gen.“

„Der Deiwel!“ rief der Alte und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Herr Zickendrath rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her. Das war ihm sehr peinlich. Und an wem lag's wieder? An seiner Frau. Die nie damit einverstanden war, daß die Jungen einen Vorstoß über das ausgefetzte Taschengeld hinaus bekommen sollten. Nun hatte der Bengel seine Uhr verfehlt, um für das Fest ein paar Kröten in der Tasche zu haben.

Der alte Schmidt hatte unterdessen zwei Thaler aus seiner gestrickten Börse geholt und warf sie prozig hin.

„Hier! Sofort gehst Du hin und lösest die Kartoffel wieder ein. So power sind die Schmidt's nicht, daß sie zu verfehlen brauchen. Wir sitzen seit 1430 auf unserem Hof. Der Deiwel noch einmal!“

Herr Zickendrath war ganz klein geworden. Unterwürfig wandte er sich an den grimmig dreinschauenden Bauersmann und sagte:

„Wenn wir vielleicht jetzt gleich wieder aufbrächen?“

„Ja,“ versetzte der kurz und stieß seinen Stuhl zurück, daß er krachte.

Frau Zickendrath durchbohrte ihn mit entrüsteten Blicken, aber er bemerkte es nicht.

Herr Zickendrath näherte sich seiner Frau und flüsterte ihr zu: „Ich werde gleich meine schwarzen Hosen anziehen, damit ich nachher sofort fertig bin. . . wenn wir zurückkommen.“

„Meinetwegen,“ entgegnete sie gereizt. „Wenn Du sie erst durch die ganze Stadt geschleift hast, werden sie ja nett aussehen.“

Er zog sie aber doch an. Er hatte so lange nicht die geringste gesellschaftliche Rolle mehr gespielt, daß er sich auf das Sommerfest freute, wie ein Sekundaner auf seinen ersten Ball. Das bedeutete seinen Wiedereintritt in die Welt, nun, nachdem er sich wieder ein bisschen in die Höhe gerappelt hatte. Die Schmidt'sche Angelegenheit kam ihm daher so

ungelegen wie möglich. Abschieben konnte er sie sich nicht, nach dem Zwischenfall bei Tisch schon gar nicht mehr; aber sobald die ausgerissene Frau gefunden war, wollte er auch auf dem Blase sein.

So zogen die Beiden ab. Kurz nach ihnen entfernte sich Johannes, um seine Uhr einzulösen. Er war noch nicht drei Minuten fort, da kam ein kleiner Junge und brachte seine frischgeplättete Wäsche für das Fest, in Zeitungspapier eingeschlagen.

„Ich habe den jungen Herrn gleich hier an der Ecke getroffen. Er läßt Ihnen sagen, Sie möchtens doch einmal für ihn auslegen.“

„So! Na natürlich. Was macht's denn! Fünfundachtzig Pfennige? Deine Mutter macht's wohl mit 'nem goldenen Plättchen, daß es so theuer ist? Die paar Stückchen!“

„Nee,“ antwortete der Junge prompt, „mit ener Kohlenplatte macht se's. Und das ist sehr ungesund, wenn ener den ganzen Tag am Brettle steht. Meine Mutter hört schon gar nicht mehr uf mit Husten.“

Als er weg war, machte sich Frau Zickendrath Luft.

„Nu läßt mich der infame Bengel schon wieder auslegen! Und eben hat er zwei Thaler von meinem Alten getriegt. Sie legen's reineweg darauf an, Einen auszuziehen. Und wenn man's hinterher auf die Rechnung setzt, ist es an keiner Ecke recht. Brut! Mit ihrem Hof von 1430. Mag 'ne schöne Budike sein. Und ihr Geld ist immer erst vom nächsten Vierteljahre.“

Sie fühlte sich wie ein Vulkan, der ausbrechen möchte und nicht kann. Daß ihr Mann da mit umherzog, die närrische Frau zu suchen, war gar nicht nach ihrem Sinn. Aber man brauchte die Leute. Da mußte man einen Pflock um den anderen zurücksteden. Und den Johannes brauchte man heute auch. Man konnte doch nicht wissen. . . Manni kannte so gut wie niemand. Und schimmeln sollte sie nicht. Ach, war das ein Leben!

Als aber gegen drei Uhr Manni in vollem Putze bei ihr antrat, nahm sie die Last des Lebens wieder vergnügt auf ihre speidigen Schultern und verließ als stolze Ballmutter das Haus. Johannes in seiner frisch geplätteten Wäsche schloß sich ihnen an. An das ausgelegte Geld schien er nicht mehr zu denken.

Als es auf sieben ging, kam Frihe aus seiner Schlosserei. Sobald er in die Straße einbog, schallte ihm die Musik aus dem Konfordiagarten entgegen. Er verlangsamte seine Schritte, blieb dann ganz stehen, besann sich eine Weile und machte wieder kehrt. Es war ihm plötzlich der Gedanke gekommen, daß er noch einen kleinen Spaziergang machen könnte. Er war sehr stolz auf die bedächtige Ueberlegung, deren Resultat dieser Beschluß war. Sein Herz war jetzt so friedlich, so ohne Groll gegen jedermann, daß es ein Leicht-sinn gewesen wäre, diesen Seelenfrieden aufs Spiel zu setzen, bloß um das bisschen Musik zu hören und die hellen Mädchenkleider unter den Bäumen umherflattern zu sehen. Nein, das war so viel besser. Nachher, wenn es dunkel wurde, zog sich die Gesellschaft so wie so in den Saal zurück, dann wollte er nach Hause gehen.

Als er sich zum zweiten Male seiner Behausung näherte, war's immer noch ein bisschen zu früh. Aber noch einmal umkehren, wollte er nicht. Man darf auch nicht feige sein. Eben war er im Begriff, die Hausthüre zu öffnen, da hielt hinter ihm eine Droßchte.

Mann — wer kam denn da? . . . stieg Herr Zickendrath aus. In einer über alle Maßen traurigen Verfassung. Das Gesicht zerschunden und blutrinzig, der Anzug von oben bis unten mit dem mehligem Staub einer ungepflasterten Straße bedeckt und das eine Hosenbein gerade über dem Knie fast rund herum entzweigeplatzt. Nur in der Kniekehle hingen Unter- und Oberschenkel noch durch eine schmale Landenge zusammen. Er wollte schleunigst ins Haus schlüpfen, da rief der Kutscher:

„Nu nee, verehrter Herr, mein Geld!“

„Was? Noch nicht einmal Sie hat er bezahlt?“

„Wer? Der andere Herr mit dem närr'schen Mensche? Nee. Keenen Pfennig.“

Mit einem unterdrückten Fluch griff Herr Zickendrath in zwei Taschen zugleich.

„Was kriegen Sie?“

„Fünfundsechzig Pfenge, wenn Sie nicht dergegen haben.“

Herr Zidenrath reichte ein Zweimarkstück auf den Boden hinauf.

„Hier! Geben Sie mir heraus!“

In demselben Augenblick begann im Konfordingarten das Feuerwerk. Ein Kanonenschuß bildete die Eröffnung, und ein wahnwitziges Raketengerassel folgte unmittelbar darauf. Dessen hatte der Droschkengaul sich nicht versehen. Er bekam einen entsetzlichen Schrecken, sprang einmal hoch empor, wie er seit fernem Jugendtagen nicht mehr gethan, und lief dann spornstreichs davon, indem er Wagen, Kutscher und Zweimarkstück ungewechselt mit sich nahm.

Herr Zidenrath sah verblüfft hinterher. Als aber das Gefährt ohne anzuhalten, um die Ecke rasselte, trat er mit einem furchtbaren Gesicht ins Haus.

„Was haben Sie denn nur gemacht?“ fragte Frize, der bis dahin vor Erstaunen nichts hatte sagen können.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unterwegs.

Von Anton Tschschow.

Morgens um 8 1/2 Uhr hatten sie die Stadt verlassen.

Die Chaussee war trocken, die schöne Sonne leuchtete warm vom Himmel herab, in den Straßen und im Walde aber lag noch der Schnee. Der lange, rauhe Winter hatte noch kürzlich sein Szepter geschwungen, und der Frühling war über Nacht gekommen. Allein Maria Wassiljewna, die jetzt im Wagen dahinfuhr, war gleichgiltig gegen diese Wärme, gegen diese matten, vom Frühlingshauch erwärmten, durchsichtigen Wälder, die schwarzen, über die ungeheuren, seeartigen Pfützen hinziehenden Vogelschwärme. Sie sah theilnahmslos in den Himmel, diesen herrlichen, unendlichen Himmel.

Seit dreizehn Jahren war sie Lehrerin. Unzählige Mal hatte sie seitdem diesen Weg nach der Stadt zurückgelegt, um dort ihr Gehalt in Empfang zu nehmen, und ob es Frühling war, wie heute, ob der feuchte Herbstwind über die Felder strich, oder alles Leben im Winterschnee und Eis erstarrte — ihr war es einerlei — sie hatte nur den einen Wunsch: möglichst schnell an ihr Ziel zu gelangen.

Es war ihr, als ob sie schon lange, lange Zeit, wohl hundert Jahre, in dieser Gegend lebte. Hier lag ihre Vergangenheit, hier ihr Gegenwart und sie vermochte sich auch keine andere Zukunft vorzustellen, als die Schule, den Weg nach der Stadt und zurück, und wiederum die Schule und wieder der Weg.

An jene Vergangenheit, die ihrer Lehrthätigkeit voranging, dachte sie immer seltener — und vergaß sie fast ganz. Einst hatte sie Vater und Mutter besessen, sie lebten in Moskau am Rothem Thor in einer großen Bohmung — aber dieses Leben hatte in ihrer Erinnerung nur ein unbestimmtes, verschwommenes Bild hinterlassen, als wäre es ein Traum gewesen.

Der Vater war gestorben, als sie zehn Jahre alt war, und bald darauf starb die Mutter. Sie hatte auch einen Bruder, der Offizier war. Anfangs korrespondirten sie miteinander, dann hörte der Bruder auf, ihre Briefe zu beantworten — sie entfremdeten sich. Von den Sachen aus ihrem Elternhause besaß sie nur noch eine Photographie ihrer Mutter; die Feuchtigkeit in der Schule hatte dies Bild ganz unkenntlich gemacht.

Als sie etwa eine Werst zurückgelegt hatten, wandte sich der alte Samen, der Kutscher, um und sagte:

„In der Stadt ist ein Beamter verhaftet worden, man hat ihn verurtheilt. Es hat sich das Gerücht verbreitet, er habe in Moskau mit Deutschen falsches Geld verfertigt.“

„Wer hat es Dir gesagt?“

„In Iwan Jonow's Schänke hat man es in der Zeitung gelesen.“

Und wieder trat langes Schweigen ein. Maria Wassiljewna dachte an ihre Schule, an das Examen, das nächstens stattfinden sollte, zu dem sie vier Knaben und ein Mädchen vorbereitet hatte. Und gerade als sie darüber nachdachte, holte sie der Gutsbesitzer Chanow in einem Bierpänner ein, derselbe, der im vergangenen Jahre ihre Schüler geprüft hatte. Als er an ihr vorüberfuhr, erlammte er sie und grüßte höflich.

Chanow, ein Mann in den Vierzigern, mit verlebten Gesichtszügen und trägem Ausdrück, begann zu altern, war aber immer noch schön und gefiel den Frauen. Er lebte allein auf seinem großen Gute, hatte keinerlei dienstliche Verpflichtungen, und man erzählte sich, daß er zu Hause müßig den Tag hinbringe. Auch sagte man, daß er stark trinke. In der That, im vorigen Jahre, während der Prüfungen, rochen sogar die Papiere, die er mitgebracht hatte, nach Parfüm und Wein. Damals war er in nagelneuer Kleidung erschienen und hatte Maria Wassiljewna sehr gefallen. Sie war an ernste, strenge Examinatoren gewöhnt; dieser aber konnte sich keines einzigen Gebelz entsinnen, wußte gar keine Fragen zu stellen, war außerordentlich liebenswürdig und gab den Kandidaten die besten Rathsregeln.

„Ich fahre zu Bahwitz,“ sagte Chanow, indem er sich an Maria Wassiljewna wandte, „man sagt aber, daß er nicht zu Hause sei!“

Sie bogen von der Chaussee auf einen Nebenweg ein, Chanow voran, Samen hinterher. Das Biergeraspel ging im Schritt, mit Mühe den schweren Wagen aus dem Straßenloth ziehend. Maria Wassiljewna dachte immer an die Schule, ob wohl die Prüfungsarbeit eine schwere oder leichte sein würde? Sie ärgerte sich über die Gemeindeverwaltung, in deren Bureau sie gestern wieder niemand getroffen hatte. Was dort für eine Unordnung herrscht! Seit zwei Jahren steht sie, man möchte den Schuldiener entlassen, der faul und grob ist und die Schüler mißhandelt. Niemand leiht ihr Gehör. Der Vorstehende ist sehr selten im Bureau anzutreffen und wenn er da ist, so befeuert er mit Thränen in den Augen, daß er keine Zeit habe; der Schulinspektor besucht die Schule einmal in drei Jahren und versteht nichts von der Sache, da er früher Accienbeamter gewesen und das Amt eines Schulinspektors nur durch Protektion erhalten hat; der Schulrath hält seine Sitzungen sehr selten ab, und nie weiß man, wo sie stattfinden; der Schulrurator, ein ungebildeter Bauer, Inhaber einer Lederfabrik, ist dumm, roh und der beste Freund des Schuldieners — Gott weiß, an wem man sich da mit einer Beschwerde oder um Austausch wenden soll!

Er ist wirklich hübsch! — dachte sie, nach Chanow hinblickend. Der Weg wurde immer schlechter und schlechter. Sie fuhren in den Wald hinein. Hier gab es keine Möglichkeit, vom Wege abzubiegen, die Radspuren waren sehr tief, in ihnen floß und rieselte das Wasser, stehende Zweige schlugen den Fahrenden ins Gesicht.

„Ein schöner Weg!“ sagte Chanow und lachte.

Die Lehrerin sah ihn an und konnte nicht begreifen, warum dieser Sonderling hier lebte? Was hatte er in dieser Einöde, diesem Schmutz, dieser Langleiweile von seinem Gelde, seinem interessanten Neukeren, seiner feinen Erziehung? Das Leben bietet ihm hier gar nichts, wie Samen fährt er im Schritt auf diesen abscheulichen Wegen und erträgt mit ihm dieselben Unbequemlichkeiten. Wozu hier leben, wenn man die Möglichkeit hat, in St. Petersburg oder im Auslande zu leben? Und was würde es ihm ausmachen, diesen schlechten Weg in einen guten zu verwandeln, um sich selbst nicht zu quälen, und die unglücklichen Gesichter des Kutschers und Semens nicht zu sehen? Er lacht nur! Ihm scheint Alles einerlei zu sein, er bedarf wohl keines besseren Lebens! Er ist gutmüthig, weichherzig, naiv, versteht dieses plumpe Leben nicht, weiß nichts davon, wie er auf dem Examen nichts von den Gebeten wußte. Er stiftet für die Schule Glöben und ist der aufrichtigen Ueberzeugung, ein nützlicher Mensch, ein Förderer der Volksbildung zu sein. Was wohl seine Glöben hier nützen sollten!

„Halte Dich fest, Wassiljewna,“ rief ihr Samen zu.

Der Wagen neigte sich stark auf die Seite — fast wäre er umgestürzt. Auf Maria Wassiljewna's Hüfte fiel etwas Schweres — es waren ihre Einkäufe. Jetzt ein steiler Aufstieg auf lehmiger Erde, rechts und links strömen lärmend Wäde zu Thal, das Wasser hat den Weg unterwühlt — und hier soll man fahren! Die Pferde leuchten. — Chanow verließ den Wagen, um am Rande des Weges zu Fuß hinauf zu gehen. Er trug einen langen Ueberzieher. — Ihm war so heiß.

„Wie finden Sie den Weg?“ begann er wieder und lachte. „Es wäre kein Wunder, wenn der Wagen zerbräche!“

„Und wer heißt Sie in solch' einem Wetter ausfahren!“ sagte Samen mürrisch. „Sie hätten doch zu Hause bleiben können!“

„Zu Hause ist es so langweilig, Alter! Ich sitze nicht gern zu Hause.“

Neben dem alten Samen erschien er wohlgestaltet und jugendfrisch, aber in seinem Gang lag kaum bemerkbar etwas, das ihn zu einem vergifteten, schwachen, dem Verderben geübten Wesen stempelte. Es war, als ob es plötzlich im Walde nach Wein roch. — Maria Wassiljewna wurde so weh ums Herz! Es that ihr leid um diesen Menschen, der verkannt, ohne daß man wußte warum und weshalb, und da kam es ihr plötzlich in den Sinn, daß, wenn sie seine Frau oder seine Schwester wäre, so würde sie ihm ihr ganzes Leben weihen, um ihn vor dem Verderben zu retten. Sie seine Frau? Das Schicksal hatte es so gefügt, daß er dort in seinem großen Hause allein lebte und sie allein in diesem öden Dorfe, und doch erschien ihr der Gedanke, daß sie einander nahe stehen könnten, unmöglich, widersinnig. Das Leben ist so stümlos, und die menschlichen Beziehungen so zweck- und verständnißlos geknüpft, daß es einem ganz bange wird, und das Herz still stehen will, wenn man daran denkt.

„Hier müssen wir nach rechts abbiegen,“ sagte Chanow, indem er sich wieder in den Wagen setzte. „Adieu! Wünsche Ihnen alles Gute!“

Und wieder dachte sie an ihre Schule, an das Examen, an den Diener, den Schulrath, und als der Wind das Geräusch des sich entfernenden Wagens zu ihr herübertrug, vermischten sich diese Gedanken mit den anderen. Es war so schön, von den schönen Augen, der Liebe, von einem Glid, das in unerreichbarer Ferne lag, zu träumen.

Seine Frau — — —

Morgens ist es so kalt und sie hat niemand, der ihr den Ofen anheizen könnte, denn der Diener ist ausgegangen. Die Schüler kommen schon, wenn der Morgen graut, bringen Schnee und Schmutz mit und Lärmen. Alles ist so un bequem und so ungemüthlich! Die

Böschung besteht aus einem Zimmer, das zugleich Küche ist. Nach der Schule täglich Kopfschmerzen, nach dem Mittagessen Sobubrennen. Sie muß bei den Schülern Geld für die Heizung und für den Diener sammeln und es dem Kurator abgeben, um nachher ihn, den satten, frechen Bauer anzusehen, daß er doch um Gottes Willen Holz schicken möge. Und in der Nacht träumt sie von Prüfungen, von Bauern, von Schneehaufen —

Sold's ein Leben hat sie alt, roh, häßlich, edig, ungeschickt gemacht, es ist, als ob sie Blei im Leibe hätte; vor Allem fürchtet sie sich; sie erhebt sich in Gegenwart eines Vorstandsmitgliedes oder des Kurators, sie wagt nicht, sich zu setzen, und wenn sie in ihrer Abwesenheit von ihnen spricht, so drückt sie sich stets sehr ehrerbietig aus. Niemandem gefällt sie, und das Leben fließt dahin, langweilig, ohne Liebe, ohne freundschaftliche Theilnahme, ohne interessante Bekanntschaften. Wie entsetzlich, sich in ihrer Lage zu verlieben!

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— **Bäder in Japan.** In der Monatschrift „Ost-Asien“ plaudert Prof. O. Loew über die Bäder in Japan: Japan ist das klassische Land des Badens, selbst der Kernste nimmt wöchentlich ein- oder mehrmals ein heißes Bad. In erster Linie sind diese 49—50 Grad Celsius heißen Bäder Gesundheitsmaßregeln, keineswegs ein Vergnügen. Wer das japanische Klima kennt, mit dem im Winter monatelang dauernden scharfen, trockenen Nordwinden, der wird auch den Zusammenhang mit der in ganz Japan verbreiteten Gewohnheit, sehr heiß zu baden, bald erkennen. Sie ist eine vorbeugende Maßregel gegen den Rheumatismus, welchen das Klima mit sich bringt. Darum greifen auch alle Europäer in Japan gar bald zu diesem, in Japan seit uralten Zeiten aufgefundenen Mittel. Kein anderes Land der Welt kennt diese wohl begreifliche Gewohnheit. Fast jedes Haus hat ein Baderzimmer. Die Baderwanne ist so eingerichtet, daß der kleine eiserne Ofen (ein Rohr) zum Heizen des Wassers im Wasser der Baderwanne selber steht.

Auch die öffentlichen Bader-Anstalten, welche für wenige Pfennige auch dem Kernstein das Baden ermöglichen, sind sehr zahlreich. Allerdings baden da Dutzende von Leuten nacheinander in demselben heißgehaltenen Wasser. Das erste, was man einem Gaste in einem Hotel anbietet, ist ein heißes Bad. Steigt man in ein solches heißes Bad, so empfindet man den Stoß des wieder in die Hauptkapillaren strömenden Blutes wie lauter Nadelstiche. Bleibt man länger als 10 Minuten darin, so kann das für manche Personen Gefahren mit sich bringen; ich wurde zweimal bei solchen Gelegenheiten bewußtlos, als ich aus dem Bade stieg. Es ist deshalb die Vorsichtsmaßregel am Platze, den Kopf während des Bades mit kaltem Wasser zu begießen.

Auch die in Japan zahlreichen Bader-Orte mit alkalischem, salzigem oder schwefelwasserstoffhaltigem Wasser werden stark frequentirt. Manche dieser Gewässer sind sehr heiß und Gehärs. Theure Preise und luxuriöse Einrichtungen kennt man in ihnen nicht. Auch der Kernste kann dort ungenirt die Bäder genießen und auf die billigste Art leben. Sogar mitten im Winter sind manche Thermen, wie die von Atami, voll von Besuchern. Von den theuren Hotels in europäischem Stil bis zu den einfachsten Gasthäusern japanischen Stils finden sich alle Abstufungen.

Zu den Thermen, welche als heilkräftig bei Hautkrankheiten gepriesen werden, gehören besonders die 50 Grad heißen Wasser von Kusatsu. Da es die größte Ueberwindung kostet, in ein so heißes Bad zu steigen, hat die dortige Baderverwaltung ein streng militärisches System eingeführt, dem sich jeder fügen muß. Mit einer Trompete wird das Signal zum Einsteigen gegeben, und ein zweites Signal erlöst den Badegast von seiner Tortur nach abgezählten qualvollen Minuten. Ein sehr idyllisch gelegenes Bad mit heißen Schwefelquellen ist das von Yumoto bei Nikko. Da es bei seiner Gebirgslage im Winter starken Schneefällen ausgesetzt ist, wird es lediglich im Sommer besucht. Auch dort, weitab im Innern Japans, kann der Europäer Alles nach seiner Weise geboten erhalten. Speculative Japaner haben es meisterhaft verstanden, für ganz vorzügliche Fische, Wild u. s. w., nach europäischer Art zubereitet, zu sorgen. Es findet denn auch ein starker Andrang von Engländern, Deutschen und Amerikanern dort statt. Mancher Deutsche zieht aber vor, in noch entlegeneren Bäder zu gehen und dort mit Japanern im japanischen Stile zu leben.

Auch die Wasserfälle stehen in hohem Ansehen. In großer Zahl strömen Erkrankte wie Gesunde zu denselben, um sich von der Wucht des oft aus beträchtlicher Höhe fallenden Wassers gleichsam massiren zu lassen. Das Massiren ist überhaupt eine uralte Operation in Japan und dort längst als das beste Mittel gegen rheumatische Leiden erkannt worden. —

Musik.

sz. Es kommt uns vielleicht garnicht zum Bewußtsein, daß wir mit der gegenwärtigen Kunst des musikalischen Liedes verhältnißmäßig gut daran sind. Zunächst sind drei Verlorbene schon deswegen zu nennen, weil ihre Lieder noch lange nicht genug zum vollen Leben gebracht sind: Franz, Cornelius und Ritter, dessen posthume fünf Lieder, modern im besten Sinne, ihn uns abermals näher bringen. Von Lebenden sind etwa einerseits Jensen, Sommer

und Grieg, andererseits die spezifisch Modernen R. Strauß, S. Wolf und B. Waite besonders hervorzuheben; auch der Komponist des „Armen Heinrich“, einer Oper, deren Zurücksetzung hinter das uns sonst Dargebotene eine schwere Unbill ist, führt sich allmählig mit sehr beachtenswerthen Liedern ein. Spürt man in ihnen mehr den Orchesterkomponisten, so deuten die uns jetzt vorliegenden sieben „Lieder und Gesänge“ und ein Einzelied „Liebesfrühling“ von Hans Richard (B. Sulzer, Musikverlag, Leipzig) mehr auf den Gesangs-künstler; als solcher ist Hans Richard auch pädagogisch sehr geachtet. Seine Lieder sind zu melodios, um schlechtweg der Moderne, und zu eigenartig, um schlechtweg dem Epigonentum eingereiht zu werden. Kennzeichen läßt sich diese Eigenart hier kaum; vielleicht genügt die Andeutung, daß Richard, für den das Anpassen der musikalischen Gliederung an die Textesgliederung wohl eine selbstverständliche Forderung gegenwärtiger Liederkunst ist, es noch ganz besonders versteht, auch das melodios Hervortretende in die jeweiligen Höhepunkte dieser Gliederungen zu verlegen. So sind seine Lieder in vorzüglicher Weise singbar und für Konzertegeber wie für Liebhaber ein dankbares, nicht einmal „schweres“, wenn gleich „gewichtiges“ Material. Bevorzugen möchten wir das so innige Lied „Glückes genug“ (Dichtung von Eliencron), dann das besonders durch die Kunst des Ausdrucks wehmüthiger Stimmung hervorragende „Schlumm're Kind“ (Dichtung von Reber). Durch ein in ähnlicher Weise charakteristisch seelenvolles Lied ist Hans Richard dem Publikum bereits von anderer Seite her bekannt geworden: von ihm stammt in Halbe's gemäßigtem Drama „Der Eroberer“ das Lied, in dem die kleine Ninon ihre Liebessehnsucht und Liebeswehmüth tönen läßt. —

Völkerrunde.

c. Von merkwürdigen indianischen Begräbnis-inseln erzählt Jennie Lown in einer amerikanischen Monatschrift: Einige der kleinen Inseln im Flusse Kolumbia haben eine „gespensterhafte“ Bevölkerung. Der Reisende, der in den Anblick der Gebirge verliert ist, wird die kleinen, niedrigen Landstrecken, die sich mitten im Flusse erheben, kaum eines Blickes würdigen, da er nicht weiß, daß mehrere dieser Inseln von den Urewohnern zu den seltsamsten Gebräuchen ansersehen sind. Seit alter Zeit brachten die Indianer jener Gegenden ihre Todten auf diese Inseln, wo sie in dazu bereiteten Hütten zurückgelassen wurden, um der Aufzucht zu den glücklichen Jagdgesunden zu erwarten. Das Eindringen der Weißen hat diesem Gebrauche fast ganz ein Ende gesetzt. Doch sind es nicht die Ansiedler, sondern die Touristen, die die letzte Ruhe der Verstorbenen stören. Sie können die den Rothhäuten so heiligen Plätze nicht besuchen, ohne ein Andenken an die „Tour“ mitzunehmen. Schädel, Knochen, zu weilen auch ein ganzes gut erhaltenes Skelett werden davon getragen. Die Indianer suchen ihre Todten zu beschützen, da ein Appell an die besseren Gefühle ihrer „weißen Brüder“ ihnen nicht genügt hat, und ein Besuch an die Regierung auch keinen besonderen Erfolg hatte. Wenn jetzt eine Reisegesellschaft sich der Insel nähert, steht ein Indianer Wache, was freilich nur am Tage geschehen kann, denn die Rothhäute haben eine viel zu große Ehrfurcht vor der Geisterwelt, um während der Nacht in der Todtenstadt zu weilen. Die Insel, die Jennie Lown genauer durchforschte, war Neis und konnte in ein paar Stunden gründlich untersucht werden. Sie bestand aus Lavaformation, der Felsen war mit feinem weißen Sande bedeckt. Die kleinen Hütten, in denen die Todten aufgebahrt wurden, waren aus einfachen Brettern hergestellt; die eine dem Gefränd so ähnliche Farbe hatten, daß sie vom Wasser aus kaum bemerkt werden konnten. Bevor die Leichen nach Kimaluse (Toteninsel) gebracht wurden, waren sie mit vielen Binden fest umwunden. Ob das Material dazu aus feinem Stoff oder allerhand Fäden bestand, immer wurde die Arbeit mit großer Sorgfalt und Liebe vollzogen, und diesem Umstande ist wohl auch die vorzügliche Erhaltung der Leichen zuzuschreiben. Eine vollständige Umschnürung des Körpers mit Striden vervollkommnete den Leichenanzug. Die Gesichter waren nur mit einem Luche bedeckt, das aber allmählig zur vollendeten Maske wurde. Einige der Hütten fand die Reisende vollständig demolirt, die Asten erbrochen und den Boden mit menschlichen Ueberresten bestreut. In einiger Entfernung von den Hütten fand sie eine wundervoll geformte kleine Hand, und nicht weit davon einen Fuß, die offenbar zu demselben Körper gehört hatten. Beide waren mit einer Haut bedeckt, die so hell und trocken wie Pergament war. Die gute Erhaltung der Leichen ist um so wunderbarer, als die Indianer nichts dazu thun. Den Todten waren ihre im Leben benutzten Werkzeuge zur Seite gelegt. Mitunter waren es auch Gegenstände von Werth, die auch den Anlaß zu der Schändung der Inseln gaben. —

Geographisches.

— Das westliche Sibirien. Vom nördlichen Eismeer erstrecken sich nach Süden drei ungeheure Landstreifen, die das westliche Sibirien bilden. Der erste dieser Landstreifen, der am Eismeer liegt, ist das Gebiet des Morasties, der Tundren; der zweite Niesenlandstrich gehört den Wäldern und Sümpfen, und der dritte umfaßt ein ungeheures Haideland. Die Wälder sind zum großen Theil Wälder, zu denen noch kein menschlicher Fuß gelangt ist. Besonders waldbreich sind die Gouvernements Tobolsk und Tomsk. In der Nähe der Tundren findet man meist nur Tannenbäume und Fichten und einige besondere sibirische Baumarten, wie die Edeltaune, die Eder. Es ist

also fast nur Kadelholz vorhanden, im Gegensatz zu den Gegenden, die naber dem Haideland liegen, die meist nur Laubwald haben. Bemerkenswerth ist das vollständige Fehlen der Eiche. Diese dichten Niesenwälder nennt der Sibirier „Urmann“. Die Urmannen sind geradbein und undurchdringlich und bilden das unbeschnittene Reich der dunkelbraunen Bären. Der Reichthum an Thieren und Vögeln ist überhaupt ein außerordentlicher. Ein besonderes Kennzeichen der Wälder ist die große Anzahl der Sumpfe, von denen viele mit einer Moosbede überdeckt und so schwer erkennbar sind; diese wird oft das Verderben der Jäger; denn wenn sie auch meist einen Menschen trägt, bricht sie doch unter einem Pferde zusammen, und die Sumpfe verschlingen Noß und Reiter. Besonders groß ist der Wajugan-Ubinische Sumpf an der Grenze des Gouvernements Tomsk und Tobolsk. Dieser ist 500 Werst lang und 400 Werst breit und umfaßt also gegen 20 000 Quadrater. Im Frühling, wenn es thaut, und im Herbst während der Regenzeit erweitert sich dieser Sumpf zu einem Meer, das mehrere hundert Werst breit ist. Der größte Feind der Wälder ist nicht der Mensch, der diese Wälder bisher nur äußerst wenig hat ausbeuten können, sondern der Waldbrand, der bereits Niesenwälder vernichtet hat. Im Jahre 1870 allein sind im westlichen Sibirien fast 500 000 Dessätinen (= etwa 1 1/4 Morgen) Urwald einem solchen Waldbrand zum Opfer gefallen. Wenn auch nach einigen Jahren ein neuer Wald aus der Stelle des abgebrannten allmählig zu entstehen beginnt, so wird dieser vielleicht nie die Größe und Dichtigkeit des früheren erreichen. An manchen Stellen brennt es jahrelang, Sommer und Winter, und wenn die Bäume dahin sind, brennen die Wurzeln und der Torf. Besonders zahlreich sind die Eichhörchen in den sibirischen Wäldern. Auch die sogenannten sibirischen Hasen sind im westlichen Sibirien außerordentlich zahlreich. Aber wie schon früher erwähnt, ist in den Wäldern besonders der braune Bär zu Hause. Er fürchtet sich vor einem einzelnen Menschen so wenig, daß er sofort sich auf ihn zu stürzen versucht; nur wenn mehrere Menschen zusammen sind, hält er es doch für besser, das Weite zu suchen. Es kommen aber auch Fälle vor, daß diese braunen Bären sogar in die kleinen Bauernhöfe einfallen und sich dort ihre Opfer suchen. —

Bakteriologisches.

on. Der Tuberkelbazillus als Farbe- und Fett-erzeuger. Dr. Ruppel hat in dem Privat-Institut des Professors Behring in Marburg eingehende Versuche über die Chemie des Tuberkelbazillus durchgeführt und darüber in der „Zeitschrift für physiologische Chemie“ berichtet. Früher wurde von Kühne nachgewiesen, daß der Bazillus in einem Nährboden von bestimmter Zusammensetzung (Pepton, Fleischsaft und Glycerin) keine stofflichen Veränderungen hervorbringt. Dagegen weiß man, daß dieser einen Stoff von intensiv rother Farbe zu bilden vermag und daneben einen unbekanntem Stoff von eigen-thümlichem Geruch. Diese Thatsachen wollte Dr. Ruppel näher erforschen. Die bemerkenswerthen Ergebnisse seiner Untersuchungen sind folgende: Wenn man die Tuberkelbazillen einer bestimmten chemischen Behandlung unterworfen hat, so erscheinen sie nach der Filtration als eine schneeweiße käseartige Masse, die nach Waschung mit keimfreiem Wasser grau und leicht zerreiblich wird. Aus den getrockneten Tuberkelbazillen kann man durch folgerichtige Behandlung mit kaltem Alkohol, heißem Alkohol und Aether 3 verschiedene Fettsorten ausziehen. Kalter Alkohol zunächst zieht aus den Bazillen 8 pCt. ihres Gewichtes aus und wird gleichzeitig glänzend roth. Dieser Farbstoff ist vorher nur in der Form eines farbebildenden Stoffes in den Bakterien vorhanden, der die erste Farbe erst unter dem Einflusse des Alkohols und gleichzeitigem Einflusse von Sauerstoff erzeugt. Läßt man den alkoholischen Auszug bis zum Trocknen werden verdunsten, so bleibt ein butterähnlicher Fettstoff übrig, der eine beträchtliche Menge freier Fettsäuren enthält. Letztere können mit Sodalaug und Aether ausgeschieden werden, und es bleibt dann ein Fett übrig, das zwischen 55 und 60 Grad schmilzt und leicht verseift werden kann. Heißer Alkohol entzieht den Bakterien einen anderen wachsähnlichen und nach der Verdampfung völlig farblosen Stoff, der bei 65 Grad schmilzt und nicht leicht verseift werden kann. Durch Aether endlich gewinnt man aus den Keimen einen dritten Fettstoff, der wie Bienwachs riecht und erst gegen 70 Grad schmilzt. Die Menge dieser Fettstoffe ist ziemlich bedeutend und schwankt je nach dem Lebensalter der Bazillen zwischen 8 und 26 pCt. ihres Gesamtgewichtes. Außerdem hat Ruppel aus den Bazillen einen bisher unbekanntem Stoff ausgehendert, der zu der Alkoholgegruppe der Amine gehört und den Namen Tuberculosamin erhalten hat. —

Technisches.

— Ueber neuere Erzeugnisse aus Papierstoff sprach in der letzten Versammlung der Polytechnischen Gesellschaft der Chemiker Ferenci. Wie die „Voss. Zig.“ berichtet, wurden an der Hand zahlreicher Muster vornehmlich solche technisch wichtige Waaren beschreiben, bei deren Herstellung die Zellenform des Rohstoffes (Pflanzenfaser) durch chemische Vorgänge zerstört wird. Da ist zuerst das Pergamentpapier, das dem aus Thierfell hergestellten echten Pergament durchaus ähnelt und ebenso wasserdicht ist. Es wird gewonnen, indem man ungeleimtes Papier in Schwefelsäure von 50 Grad B. taucht und der Säure- Ueberhöhung durch Waschen und Neutralisiren entfernt. Je nach der Dide und Stoff-

zusammensetzung des benutzten Papiere wird es als „Emballagepergament“ zur Verpackung von Butter, Käse, Konserben u. s. w., als „Seiden-Pergament“ zum Ertrag des Staniols für Kanditen, Chokoladen u. s. w., als „Einfiedpergament“ zum Verschluß von Dunststoffgläsern, als „Osmosepergament“ zum Entzudern der Nachprodukte von Rübenzuckerfabriken und als „Pauspergament“ zum Durchpausen von Zeichnungen vielfach vortheilhaft verwandt. Neuerdings dient es auch in besonders großen Blättern als „Leichenhülle“, und verhindert, mit desinifizirenden Stoffen getränkt, das Durchsickern von Zerlegungsfähigkeit aus den Sargfugen, wie es andererseits den Leichengeruch hinreichend lange zurückhält. Durch andauerndes Mahlen von Sulfitzellstoff, also ohne chemische Einwirkung stellt man ein Pergament-Ersatzpapier her, das an Durchsichtigkeit und Undurchdringlichkeit gegen Wasser und Fett dem vorgenannten Pergamentpapier nahekommt und nur halb soviel kostet. Sehr dünn, glasig durchsichtige Sorten werden „Pergamyn“ genannt und dienen in den verschiedensten Färbungen zum Verpacken feinerer Waaren. Setzt man das Zermahlene des Zellstoffes bis zur vollkommenen Faservernichtung fort und läßt den erhaltenen Brei durch freiwillige Verdunstung trocknen, so erhält man Blöcke amorphes Zellstoffes, das Cellulith, das sich wie Horn, Ebenit und dergl. Stoffe bearbeiten läßt und als Bindemittel für Schmirgel-Schleifschleiben sich besonders bewährt hat; ebenso haben sich Dichtungsringe aus Cellulith genügend elastisch und sehr widerstandsfähig erwiesen. Einen vierten Stoff, die Vulkanfaser, erzielt man durch Umwandlung des Zellstoffes mittels konzentrirter Lösungen von Jinklorid oder Kupferoxyd-Ammonial; aus ihr werden außer einer vorzüglichen Wappe in biegsamer Form, der „Flexibelen Vulkanfaser“, Erzeugnisse für Gummi und Leder (Pumpenklappen, Ventilstiche, Nöhren, Stockgriffe u. s. w.), in harter Form in neuester Zeit auch Zahnräder hergestellt, die sich durch einen stofffreien, nahezu geräuschlosen Gang auszeichnen. Papier ist auch die Grundlage für die Fabrication des bekannten Celluloids, das aus einer Art Schießbaumwolle mit Kampfer gemischt besteht und zur Herstellung von Schmut- und Galanteriewaaren viel benutzt wird; auch die linematographischen Bilder bestehen daraus. Ein Nachtheil ist seine Leichtentzündlichkeit, die auch seiner Zeit den fürchtbaren Brand des Wohlthätigkeitsbazars in der Rue Jean-Goujon zu Paris veranlaßt hat, indem ein Celluloid-Plat Feuer fing. Ein Celluloseprodukt, das von dem englischen Chemiker Croß erfundene Pergamoid, besitzt dessen gute Eigenschaften, aber nicht seine Leichtempfindlichkeit, sodas ihm eine große Zukunft blähen dürfte. Die hiesige Pergamoid-Gesellschaft bringt u. A. Tapeten, Gewebe, Kunstleder u. in den Handel, die wasserdicht und abwaschbar zugleich sind; selbst Kunstseide wird daraus hergestellt, die, wenn sie auch nicht ganz die Festigkeit der aus Coconsäden hergestellten erreicht, diese an Glanz übertrifft. —

Humoristisches.

— Ueppige Ausstattung. Regisseur (zum Direktor): Im heutigen Sittl müssen drei Flaschen Sekt getrunken werden, ich bitte um fünf Pfennig zu Draufepulver! —
 — Geometrisch ausgedrückt. Die Schwiegermutter ist die Sekante des Familienkreises. —
 — Heimathslänge. Herr Duserl (der in der Dunkelheit eine Ohrseife erhält: „Herrgott, mir scheint, ich bin schon's Haus!“ —

Bücher-Einlauf.

— Max Dreher, Liebesträume. Komödie in einem Akt. Leipzig, G. S. Meyer. 1 M. —
 — Max Dreher, Unter blonden Bessien. Komödie in einem Akt. Leipzig, G. S. Meyer. 1 M. —
 — Guy de Maupassant's gesammelte Werke, frei übertragen von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin, F. Fontane u. Co. 40 Lieferungen à 50 Pf. — Lieferung 21-28. —
 — Adolf Pichler, Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen. I. Band. Aus „Gesammelte Erzählungen.“ Leipzig, G. S. Meyer. 4 M. —
 — Fritz Schott, Im Winkel der Großstadt. Ein Geschichtenbuch. Leipzig, G. S. Meyer. 3 M. —
 — Bruno Weidfeld, Die Geschwister oder Die Braut des Bruders. Tragisch-romantische Märchenoper in zwei Aufzügen. Berlin, Wilhelm Möller. 75 Pf. —
 — F. R. Schott, Eine Sittenlehre für das deutsche Volk. Aus „Wissenschaftliche Volksbibliothek“. Nr. 69 bis 72. Leipzig, Siegfried Schurpfel. 80 Pf. —
 — M. Krizowski, Dr. med., Unsere Schätze — unsere Kinder. — Für Aerzte, Lehrer und Eltern. Berlin, Emil Streiland. —
 — Ernst F. Müller, Dr. phil., Irrenärzte auf Irrwegen. Offener Brief an Herrn Universitäts-Professor und Medizinalrath Dr. C. Bernide in Breslau, betreffend den Fall Müller-Breslau. Selbstverlag. In Kommission bei D. Damm, Dresden-A. —
 — Carl Kray, Pflanzenheilverfahren. Geschichte der Kräuterkuren. Berlin, Schweizer u. Mohr. 3 M. —